

Eine Hundsgeschichte von Jean Rochon.

Scheu hieß sie und Scheu war sie, die Hündin des Meisters Ambroise, des Bauern von Bois-Rondin.

Ihre Rasse stand nicht recht fest. Sie hatte etwas vom Pudel und etwas vom Wolfshund. Die Kreuzung hatte ein starkes, hochbeiniges Tier, mit langer Schnauze, grauem getrüffeltem Fell und Währenhaken hervorgebracht.

Schemals waren ihre großen Reißzähne jedem furchtbar gewesen und sie hatte sie oft an den Landstreichern erprobt; aber gegenwärtig ging sie schon ins neunte Jahr, und ihre wilden Instinkte hatten sich beruhigt.

Die Herde, die sie bewachte, war so folgbar und so diszipliniert, wie eine Kompanie Soldaten bei der Uebung.

Meister Ambroise mochte sie nicht recht. Wie er selber mürrisch und brutal war, so behauptete er auch, daß das Tier einen biffigen und tödlichen Charakter hätte. Scheu leckte nämlich niemals die Hand, die sie schlug, sie war empfindlich und schmolte wie ein Kind, so daß sie sich oft stundenlang vom Haupte und von der Herde entfernt hielt. Sobald sie angeschrien wurde, lief sie davon.

Nur ein einziges menschliches Wesen hatte sich niemals über Mangel an Untertunigkeit zu beklagen: das war Gattien, der kleine Sohn der Francine, der Großmagd des Bauernhofes.

Scheu hatte ihn zur Welt kommen und aufwachsen sehen. Sie hatte sich als erste über ihre Wiege geneigt, als niemand sich ihr näherte, sei es aus Mitleid oder aus Teilnahmslosigkeit.

Ihr mütterlicher Instinkt hatte ihr vielleicht gesagt, daß dort ein kleines Wesen lag, das allen bösen Winden ausgekehrt, allem Elende geweiht, und schon durch seine Geburt verurteilt wäre, zu leiden und Schmerzen zu ertragen.

Jedenfalls stand es fest, daß sich Scheus Louve zusehends bessere, sobald Gattien die Herde des Meisters Ambroise auf die Weide führte. Der kleine Gattien, mit seinen roten Pausbäden, dem verbenen Knodenhaut, den strohfarbenen Haaren, und die Hündin mit dem borstigen Fell, halb Raub, halb Haustier, bildeten treffliches Paar.

Oft, wenn die Sonne die Heide mit ihrem goldigen Schein überflutete, rollten sie sich miteinander im Grase und vergnügten sich mit selbstherdlichen Spielen. Und während Scheu mit einem Auge freundlich dem Kleinen zusah, blinzelte, überwandte sie mit dem anderen die Herde.

Es kam auch vor, daß die Bäuerin, wenn sie das Mahl zubereitete, den Kopf Scheus vergaß; an diesen Tagen strotzte Gattien herum, mußte hier eine Birne, dort einen Apfel und gab sein Frühstücksbrot dem getreue Kameraden.

Eines Morgens war Scheu nicht wenig überrascht; Raymond, der Sohn des Bauern, ein 15jähriger Jüngling, dessen Ehrgeiz darin bestand, wie ein betrunkener Droschkentischer zu stehen, öffnete ihr die Tür der Scheune, worin sie schlief.

Die Herde war schon draußen. „Hierher, Scheu!“

Die Hündin gähnte, reckte sich und machte einige Schritte. Dann ließ sie auf der Schwelle des Gebäudes stehen, in der verbugelten Haltung eines Tieres, das einen Befehl nicht versteht oder nicht verstehen will.

„Hierher, Scheu!“

Sie rührte sich nicht.

Was war das? Wo war Gattien, ihr geliebter kleiner Gebieter? Sollte sie etwa diesem großen Klob, für den sie nichts als Stiel und Verachtung empfand, folgen? Wollte!

Hinst machte sie sich aus dem Stauze, und ohne auf die ihr nachgerufenen Befehle zu achten, lief sie einen von Hedentoren umfäumten Pfad entlang. Dort schnüffelte sie. Die Luft der ersten Oktobertage, die mit dem Duft des Thymian, der Klette, der Kamille und des Weiffüßes beladen war, wehte ihr die gesuchte Spur zu. Sie nahm sie auf und rannte mit gesenktem Schweuze immer am Erdboden, der Stadt zu.

Francine, die bekümmerten Herzens donReuilly zurückkam, begegnete ihr auf halbem Wege.

„Du suchst den Kleinen?“ sagte sie. Die Hündin wälzte sich zu ihren Füßen und stieß bald hohe, bald dumpe Klageklänge aus.

„Du mußt nicht mehr daran denken“, fuhr die Magd fort. „Ich habe ihn zur Schule gebracht. Da bleibt er nun bis zum dreizehnten Jahre. Das beraubt und betrübt mich ebenso wie dich.“

Beide kehrten traurig nach Hause zurück.

Meister Ambroise, der Zeuge der Oberaufsicht über die Herde, ließ kein Aufheben der Herde geschehen, züchtigte sie bis auf das Blut. Und das Tier ging mit hungrigen Wangen schlafen. Mit geschlagener Mäule lauerte es sich in der Scheune auf einige vom Desobeden gefallene Strohhalm nieder.

Raum graute der Morgen, und sie wachte auf, die Ohren gespitzt, unruhig und gewandt.

Endlich schlug 7 Uhr sie ein Geräusch wie von schließenden Pantoffeln aus. Sie hörte die Stimme Francines:

„Geh, mein Kleiner... Du kennst nun den Weg... Verspäte Dich nicht... Und passe gut auf.“

Die unabwendbare Notwendigkeit bringt manchmal Wunder hervor: auf ihre beiden Hinterpoten aufgereicht, dumpf bellend, suchte Scheu einen Ausgang. Eine ihrer Vorderpoten stieß plötzlich gegen den Riegel. Dieser gab nach, die Tür öffnete sich. Das war der Weg ins Freie.

Trunken wie ein Gefangener, der nach langer Haft zum ersten Male wieder die Luft der Freiheit einatmet, stürzte die sich auf die Verfolgung Gattiens. Sie holte ihn an dem Anfang des Hedenpfades ein, rollte sich zu seinen Füßen und stieß helle Freudenrufe aus.

Das Kind, das über Scheus Flucht vom vorhergehenden Tage unterrichtet war, strichelte ihn und wollte ihn dann zurückschicken.

„Geh nach Haus, Scheu!“

Die Hündin wand sich vor ihm auf der Erde, ihre Augen blinzelten ihm stehend an, aber er blieb standhaft.

„Geh! sage ich Dir!“

Da tat sie so, als ob sie zurückliefe, aber Gattien sah sie von Zeit zu Zeit an einer Krümmung des Weges wieder auftauchen, mit eingezogenem Schwauze und dem Benehmen jemandes, der sich schuldig fühlt. Und als er in der Schule ankam, bemerkte er sie immer noch.

Vor der Gemeindeschule, einem strengen Gebäude, das mit seinen zwei Reihen nader Fenster nüchtern in die Welt schaute, blieb sie verwirrt stehen. Da die Tür nicht geschlossen war, drang sie in den Hof ein und lehrte sich dort unter das Red. Ihr erkaunter Blick schien zu sagen: hier also verbringt Gattien seine Zeit?

Das war schon ein Anhaltspunkt, das befreite ihr Hundeberg schon von einem Teil seiner Angst... Aber warum mochte sich der Kleine nur hier einmauern? Ein trauriges Vergnügen nach ihrer Meinung!

Sichtlich begriff Scheu nichts von den Vorteilen eines obligatorischen Schulunterrichts.

Als Gattien in der 10-Uhr-Pause auf dem Hofe erschien, sprang sie unter lautem Freudengetöse an ihm empor, so daß er fast hingestürzt wäre.

„Geh nach Haus, Scheu!“

Vergebliche Ermahnungen. Um 12 Uhr war sie noch immer da und wartete auf ihn. Mitleidig gab ihr der Kleine einen Teil seines frugalen Frühstückes, das aus einer Schmitte Brot und etwas Milchreis bestand.

Als die Schule schließlich um 4 Uhr geschlossen wurde, wusch Scheu sich und ging wieder nach Hause. Die Weite, die die Stadt von dem Haupte trennte, wurde schnell zurückgelegt.

Aber die Freude war von kurzer Dauer. Kaum hatte sich Scheu unter den Tisch verkrochen, als verschiedene Fußtritte und Puffe ihm den banalen Grundsatz zu verstehen gaben, daß es einen im Uhl ist des andern ein Nachhagall. Gutes von der einen und schlechtes von der anderen Seite.

„Rumtreiberin, verfluchtes Vieh, ich werde dich lehren...“

Und müde, das Tier zu schlagen, wandte sich der Bauer gegen das Kind: „Du kleiner Taugenichts, Du bist auch nicht mehr wert als sie. Ich möchte weiten, daß Du sie mitgeschleppt hast!“

Als Gattien Scheu so mißbar behandelte, sah sie so vor Schmerz heulen, daß er aber der unerbittliche Vorwurf, der ihm gemacht wurde, ließ ihn vor Zorn erzittern: zwei Sekunden lang blinzelte er dem Bauer trotzig in die Augen. Dann senkte sich sein Blick plötzlich unter dem Anstrich eines neuen Gedankens: der Versuch siegte über die Aufregung...

Gattien dachte daran, daß, wenn er Scheu beschuldigte, er sie einer neuen Züchtigung aussetzte, und ohne Sorge, was diese Züchtigung ihm schaden, was diese Lüge ihm kosten könnte, sagte er:

„Ja, ich habe sie mit zur Schule genommen!“

Am selben Abend noch band Meister Ambroise Scheu mit einem dicken Stricke, der an Markttagen zur Fesselung der Stiere benutzt wurde, in der Scheune an.

Sie nagte das Tau in der Nacht durch, und da sie jetzt in das Geheimnis des Riegels eingeweiht war, entschlich sie sich und holte Gattien in dem Deckenwege ein.

Dennoch, etwas mußte in ihr vorgehen, denn, als der Kleine kaum die Schwelle der Schule abgetreten hatte, machte sie lehrte und lief in aller Gleichschwindigkeit zu ihrer Herde zurück.

Im Laufe des Tages zeigte sie sich außerordentlich wachsam, aber Punkt 4 wurde sie unruhig und verschwand schließlich hinter einer Baumgruppe und ließ Gattien entgehen.

Augenscheinlich war sie zu dieser Schulfolgerung gelangt: Da einerseits die Liebe, die ihr für Gattien bese, nicht treibt, ihn seiner Sicherheit halber morgens und abends zu begleiten, andererseits aber kein Herz meine Kamelheit bei der Herde wünscht, so will ich versuchen, beides nach bestem Können zu vereinen.

Zwei Tage lang bewachte sie die lüde Hühner. Am dritten schlug sie der Bauer barbarisch und ließ sie halbtot unter einem Schuppen, wachen sie sich getrieben hatte, liegen.

„Du bist also immer noch nicht freipiert, etelhaftes Vieh!“

Nein, sie freipierte nicht. Nur, von diesem Momente an verstand sie die Unvereinbarkeit der Pflichten, die ihr das Herz und das Leben zeigten. Entweder gehorchen oder ihr Amt niederlegen, entweder ihre Gefühle schweigen heißen oder ihren Hunger bezwingen, sich für den Meister oder den Schüler entscheiden.

Sie wählte den schwächeren von beiden, und sie hat daran kein Verdienst, denn sie gehorchte ihrem Naturgesetze.

Der Instinkt sagte ihr, daß ihre Entschädigung sie aus ihrer bisherigen Stelle vertrieb, daß sie von ihrem alten Herrn nichts zu hoffen, nichts mehr zu fordern habe.

Ueberrings mußte das Tier durch die acht Jahre dieses verhassten Dienstes verbittert und zum äußersten gebracht sein. Man hatte sie verlegt, hatte sie in ihren liebsten Neigungen verwundet. Für ihren Eifer, für ihre Ergebenheit, für ihre Wachsamkeit hatte sie Meister Ambroise mit Fußstößen und Entbehrungen belohnt. Das Maß lief über.

Von nun an lebte sie entschlossen in wildem Zustande und wählte via Gebüsch in der Nähe des Hofes zu ihrem Asyl.

Morgens ging sie mit Gattien zur Schule und abends kam sie mit ihm wieder zurück.

Während der Schulstunden vagabundierte sie in dem kleinen Städtchen umher, um ihre Nahrung zu suchen. Allmählich gewannen die Schüler diese große, magere, graue Hündin, die unweigerlich zweimal am Tage auf einen der ihren wartete, lieb. blieb auf dem Boden einer Frühstückstafel noch irgend ein Stückchen Brot oder ein Pfund kalten Fleisches, so gaben sie es ihr.

Nach zwei Wochen gehörte sie mit zum Bestand der Schule. Man rief sich um sie. Und Scheu, die gegen alle anderen so bössartig gewesen war, ließ sich jetzt von diesen Kinderhändchen zusehen.

Ohne Zweifel hatte der Bauer Gewissensbisse, oder er brachte die Hündin, denn er versuchte, sie ihrer alten Behauptung wieder zuzuführen. Aber vergeblich. Die Bäuerin, der Sohn, die Anekdote, alle scheiterten in diesem Bestreben. Nur Francine konnte sich ihr nähern, aber ihre Zusammenkünfte waren immer sehr peinlich: Die Augen der Frau und die des Hundes winkten beide zugleich.

In ihrem Gebüsch schlief Scheu nur mit einem Auge. Mit dem anderen bewachte sie das Haus. Sie meinte, ihre Rolle beschränkte sich nicht darauf, Gattien zur Schule zu begleiten und abzuholen, sondern auch seinen Schlaf zu beschützen. Der Hof war ihr sonst ganz gleichgültig, aber in dem Augenblick, wo er drinnen war, mußte er ebenfalls bewacht werden. So fühlte eines Nachts ein verfluchtes Wildbich, der mangels anderen Wildes um den Führer strich, wie ihm plötzlich zwei Reihen scharfer Zähne in den Fohsenboden drangen.

Da, als im Winter die Wege mit drei Fuß Schnee bedekt waren, glitt das Kind eines Tages auf dem Rückwege vor der Schule aus und brach ein Bein.

Fünf Monate lang hatte Scheu nicht die Schwelle des Hauses überschritten, aber angefangen der drohenden Gefahr wich ihre Eigenliebe augenblicklich. In einem Atem ließ sie bis zur Wohnungstür und bestellte dort, Hagend... Man folgte ihr und fand den Kleinen noch früh genug, um ihn zu reiten.

Der gemeinsame Freund.

Aus dem modernen Gesellschaftsleben weiß ein Pariser Blatt eine amüsante kleine Episode zu erzählen. Der Schauplay ist ein eleganter Pariser Salon. Der Dame des Hauses wird eine Besucherin gemeldet, gerade in dem Augenblick, als Hr. Z. sich verabschiedet. Herr Z. verbeugt sich höflich und korrekter vor der einretrenden Unbekannten und zieht sich zurück. Die neue Besucherin folgt der freundlichen Aufforderung der Hausbesitzerin, nimmt Platz und beginnt: „Vor allem, vergeßen Sie mich, gnädige Frau, wenn ich die Kühnheit habe, mich selbst einzuführen. Seit langem ist es mein sehnlichster Wunsch, Sie kennen zu lernen. Ich bin die Frau von Herrn X und mein Mann ist im Ministerium um Ihrem Herrn Gemahl unterstellt worden.“ Die Hausbesitzerin nickt höflich, aber schon fährt die Besucherin fort: „Und zudem haben wir einen gemeinsamen Freund.“ „Ach, wer ist das?“ fragte die Dame des Hauses neugierig. „Herr Z.“ „Sie kennen Herrn Z.“ „O, gewiß, wir sind intime Freunde, er ist ein alter Freund meines Mannes und oft kenne ich ihn und die Ohren und das Vergnügen, er und seine beschriebenen Diners teilzunehmen.“ „Aber dann, liebe, gnädige Frau, meint die Hausbesitzerin mit milder Bosheit, haben Sie ihn nicht wiederkannt; denn Herr Z. sind Sie forden bei Ihrem Eintritt die im Zimmer begnügt.“ Die Besucherin soll etwas verlegen geworden sein und sich ziemlich schnell empfohlen haben.

Das Meisterwert.

Von Leon Lafage.

Das Auto entfernte sich vom Grand Palais und rollte durch jenen roten Dunst dahin, der bei heikem Wetter die Abende von Paris mit seinem herben, eiteln Glanze erfüllt. Der Maler Promithanes, der geschminkten Komplimente und des sauren Lächelns müde, saß zwischen seiner glücklichen Frau und seinem sinnenden Sohne, der aus einer feinen Zigarette seinen Träumen blaue Ringel nachsandte. Der Meister gab sich in dieser Stimmung mir, seinem alten Freunde gegenüber, seinen Erinnerungen hin. Nach einem neuen Triumphe war es ihm angenehm, in Gedanken die harten Wege seines früheren Lebens zu durchwandern.

„Sie wissen“, sagte er, „daß ich einem alten Bauerngeschlecht entstamme. Ich habe den Spaten mit dem Pflanzel vertraut. Wie habe ich es damals zu bereuen gehabt. Mein Vater, den meine ersten Zeichnungen belustigten — der Esel des Küsters, unsere Nachbarin, die ein wenig einer Heze gleich —, verfluchte mich fast, als eine Unterfertigung des Magistrats mir die Mittel in die Hände gab, zum Studium nach Paris zu gehen. Ich wußte nicht recht, ob ich aus eigenem Antriebe forttog, oder ob man mich aus dem Hause gejagt. Ueberrings begaun ich nach einigen kleinen Erfolgen schnell genug zu leiden, besonders nach der Rückkehr von der Villa Medici. Ich mußte, wie Sie sich denken können, zu herabgesetzten Preisen liefern, denn meine Ansprüche wurden bald genug durch die erschütterliche Verachtung der Kunsthändler für meine ländliche Art herabgestimmt. Sie gaben mir Ratsschlagen, Befehlungen... Ich mußte essen und gehorchen.“

„Bringen Sie uns etwas Leichtiges: Marquisen, weltliche Abbés, Souveränen...“

Das war damals in Mode. Und ich lieferte Konfektion. Bei meiner Arbeit tröstete ich mich von ganzer Seele mit den großen Gemälden, in die ich die ganze Postie meines heimlichen Landstrichs und unserer Sonne hineinlegen würde. Und mittlerweile lebte ich... Lebte ich um so besser, weil ich ein junges Mädchen zur Nachbarin hatte. Um in unsere Zimmer einzutreten, mußten wir uns den Rücken lehren, aber es geschah nur, um uns an unseren Fenstern Angesicht zu Angesicht gegenüberzusetzen. Ich wußte, daß dieses Kind allein auf der Welt stand und Elise hieß. Ich sah sie bei jedem Wetter ausgehen, zierlich und hübsch in ihrem ärmlichen, netten Kleidchen. Das stößte mir Mitleid ein und sprach zu meinem Herzen. Auf meine Trägheit bauend — denn ich las bis spät in die Nacht hinein —, kammte sie sich morgens bei offenem Fenster vor ihrem Spiegel für zwanzig Sous, und ihr erhabener Arm — der Arm einer Brunnennymphse — schien die dunkle Flut ihrer Haare auszugießen. Ich machte von ihr vielleicht zwanzig Stützen in dieser Stellung. Sie hatte sich eine schlechte Harfe gemietet und entlockte ihr Töne, die mich begeisterten. Wir hatten mit Widen begonnen, sehten unsere Bekanntheit durch Anlächerl fort, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß wir uns eines Tages bei den Händen hielten und den ersten Kuß austauschten. O, mein Freund, welch ein Frühling war das, in den Wäldern von Eclair und Saint-Cloud, Barbizon und Vaux-de-Cernay, wenn die erbellen Fenster auf dem feuchten Blatwerk aufseuchten! Und wie viele herrliche Träume von Kunst waren ihre Strahlen über diese Romane!

Es versteht sich von selbst, daß mein Vater unseren Zukunftsplänen tausend Einwände entgegensetzte. Er begriff nicht, daß ich nach ernster Arbeit, nach Reisen und bestanden Studien nur dazu gelangen sollte, ein junges Mädchen zu heiraten, das mir als einzige Mittail ihre Lieder mitbrachte. Ihr werdet vor dem leeren Wisheit tanzen“, schrieb er mir. In seiner Hochzeit führte den Bruch mit ihm herbei. Ich erriet sehr gut, daß der arme Alte litt. Seit vielen Jahren hatten nicht die Promithanes ihren Boden nicht verlassen, ihre Erde war durch sie geabelt worden. Schon griff die Redlaus die Weinstöcke tüchtig an ihrem Marke an. Und ich, der junge, kräftige Sohn, hatte meinen Posten verlassen!

Meine drei großen, ländlichen Gemälde besaßen zwar, daß ich meiner Scholle treu geblieben. Aber zählen Weinwand und Fäden mit?

Es war im nächsten April, mein Freund. Wir sprachen davon, in die Wälder zurückzugehen, als der Himmel sich an einem schönen Abend unseren Plänen entgegensetzte. Es froh, und am nächsten Morgen sagte ein eifriger Wind durch die Straßen. Elise ging aus. Ist man vorständig, wenn man liebt? Drei Stunden später kam sie deunruhigt nach Hause. Sie wollte lachen, aber dabei schlugen ihre Zähne aufeinander. Am andern Morgen hatte sie Brustschmerzen.

„Sie können ihre Gemälden im Krankenhause aufbewahren lassen“, schlug der Arzt mir vor.

Elise sah mich mit ihren schwarzen Augen an: und ich behielt sie zu Hause. O, mein Freund, wie wurde

dieser arme Leib mit Schröpfköpfen gequält! Die Krankheit zog sich in die Länge. Der Arzt schnalzte bei der Besichtigung entnütigt mit der Zunge, was mich zur Verzweiflung brachte. Ich verließ den Platz am Krankenbette nur, um nach der Apotheke zu laufen. Ein benachbarter Gasthof schickte mir die halbe Portion Essen herauf, die ich kaum berührte! Habe ich damals gelitten!... Es kam natürlich bald dazu, daß unsere Ersparnisse zu Ende gingen. Zwei Gemäldehändler gaben mir ein wenig Vorschuß. Ich trug meine Uhr ins Pfandhaus, dann den Trauring. Elise lag mit hohlen Augen und eingefallenen Wangen da: sie hielt sich für verloren. Rief sie laut nach mir, so beunruhigte mich ihre gebrochene Stimme, mehr aber noch der selbstame Tonfall, wenn sie mit leiser Stimme sprach.

Das Uebel schritt fort. Zer schlagen und in fieberhafter Erregung von all diesen Schmerzen und Nachtwachen konnte ich keinen Pinsel antühren. Der Restaurateur vergaß mir das Essen zu bringen. Ich kaufte für zwei Sous Brot und trant ein Glas Wasser dazu. Um diese Mahzeit zu mir zu nehmen, benutzte ich die Zeit, wenn Elise schlief.

„Du kommst von Kräften“, sagte sie mir, „Du mußt Friesch genießen.“

Der Kohlenhändler erklärte mir, eines schönen Morgens, daß ich ihn sechs Tade Kohlen schulde. Niemals hatte er einem Maler einen gleichen Kredit bewilligt. Der Frost nahm an Stärke zu. Mir blieb gerade noch ein Fünfhundertimesstüd. Es war abgenutzt wie eine Spielmarke und ich hatte nicht die geringste Hoffnung, auch nur einen Deut zu finden, wenn dieser Fonds erschöpft war. Da — da schrieb ich an meine Mutter. Ich wußte sehr gut, daß mein Vater, entnütigt, mit Rheumatisismustnoten, nicht mehr reise Felder bestellte. Sie lebten dort recht glücklich — aber meine Frau lag im Sterben. In der Kohlenhändler befanden sich nur noch drei tägliche Reste Brennmaterial und der Hunger zerriff mir die Eingeweide. Am andern Morgen — es war gegen Ende der dritten Woche — machte der Doktor mir ein wenig Hoffnung.

„Es geht etwas besser“, sagte er, „vernachlässigen Sie nur nicht die Arznei — vor allem aber Wärme, recht viel Wärme.“ Er ging und ich unarmte meine Frau.

„Hast Du gehört?“

„Ja“, sagte sie mit glückstrahlenden Augen... „mir ist so kalt.“

Sie schlief ein. Sie froh! Und der Schnee tanzte vor den Fensterscheiben: von dieser Zeit stammt mein Haß für die Floden. Das Feuer im Kamin sank zusammen. Wenn meine Mutter etwas Geld für mich auftrief, so konnte ich es immer erst am andern Morgen erhalten. Wärme hatte der Arzt gefordert... Ich hätte gebettelt. Da kam mir ein Gedanke: ich ging in den nebenanliegenden Saal — mein Atelier — und begann mit taufend Vorsichtsmahregeln, die das Geräusch erlösen sollten, einen Stuhl zu zer schlagen. Bald flammte ein helles Feuer in dem Zimmer. Elise erschien bei seinem Schein ganz froh auf ihrem Bette. Aber es ist erstaunlich, wie schnell poliertes Holz herunterbrennt: versuchen Sie nur Ihre Stühle zu verbrennen, und Sie werden sich davon überzeugen. Alle, die in unserem Besitze waren, gingen an diesem Nachmittage drauf. Dann schichtete ich den Tisch auf die vergebende Flamme. Es war ein kleiner, runder Tisch für fünfundzwanzig Franz, und ich dachte an die erste Mahzeit, die wir an diesem ärmlichen Möbel eingenommen hatten. Elise trug eine strohfarbene Bluse, neben ihr stand ein Weidenstrauß in einem Becher... Der Tisch verbrannte.

„Bah“, dachte ich, „wir werden arbeiten, wenn Elise wieder gesund ist. Sobald ich wieder etwas geschlafen habe, werde ich malen können und Vorschuß erhalten. Dann geh's wieder fleißig an die Manuelle und Savotten! Mittlerweile folgte das kleine Wisfett dem Tische, Schublade für Schublade, Brett für Brett. Ich erreichte auf diese Weise Mitternacht. Es war behaglich im Zimmer. Elise öffnete gelendet und beinahe fröhlich ihre Augen. Der Feuerchein verließ ihr fast das Aussehen von Gesundheit. Sie nahm ihre Medizin und schlief von neuem ein. Aber ich besah die Unklugheit, über der Wand zu nähern — denn ich sah mit untergeschlagenen Beinen da —, und so fielen mir die Augen zu. Wüßlich fuhr ich empor. Elise hatte mich gerufen. — „Bedecke mich.“

Ich hatte bereits auf ihrem Beite alles aufgeschichtet, was meiner Natur nach Dede war, oder was man dazu bestimmen konnte. Ich fügte noch meinen Kopf hinzu. Die Kohlen füllten den Kamin mit rotem Schimmer — es waren die letzten. Die letzte Morgenröthe leuchtete sich an die Fensterscheiben. In drei Stunden werde vielleicht der Briefträger bei mir sein. Ich dachte an meine Mutter, wie sie von Tür zu Tür ging, ich gedachte meines heimlichen Postes, der immer mit Bündeln Holz und altem Weiß überladen war und trat von neuem in mein Atelier.

Meine drei großen Bilder hingen an der Wand. Das eine war bereits

für den „Salon“ eingerahmt. Und der goldene Rahmen, meine Palette und Pinsel flogen in den Kamin. Es handelte sich darum, Zeit zu gewinnen. Ich beschwor die Erinnerung an Bernard Ballisy herauf, jenes Glasfahnenmalers, der seine Möbel verbrannte, um seine Farbenpacht ausführen zu können: hier hieß es ein Leben retten! Aber ich sah ein, daß in weniger als zwei Stunden alles verbrannt und meine Opfer vergebens gewesen sein würden. Da nahm ich meine Gemälde, das die Daphne und die schwere Arbeit meiner Heimat zeigten, und den alten, in dem reinen Morgenrost dastehenden Bauern, der meinem Vater so sehr glich. Ich nagelte all das ab, reichte die Gestelle aneinander und rollte die Leinwand zu einem Scheit herum. Sie fing Feuer. Weinend unarmte ich Elise. „Nicht wahr, Elise, Du fühlst Dich schon viel besser?“ „Gewiß“, sagte sie. Etwas später kam der Briefträger mit einer Postanweisung. Meine Mutter hatte das Unmögliche möglich gemacht. Ich sprang wie ein Wilder mit den fünf Louisdor herum, die sie mir schickte. Und Elise lachte trotz ihres Hustens.

Das, mein Freund, ist die Geschichte des Bildes, das man mein erstes Meisterwert nennt. Als meine Frau einen Monat später geheilt war, malte ich diese Szene: im Hintergrund die Krante auf ihrem Bett und den Vater im Widerschein des Feuers, wie er sein letztes Gemälde verbrennt. Das Publikum war erschüttert. Sie verließen, mein Lieber, das war sozusagen „erlebt“...

Sport-Martin.

Die österreichisch-bayerische Sitte des Martersfestens hat auch in Schilfäufertreisen vielfach Freunde und Nachahmung gefunden. Die manchen recht eigentümlichen leichteren Umfälle haben ja auch komischen Beigeschmack genug, um für ein verb ulkiges Sprüchlein Anregung zu geben. So sieht z. B. im nördlichen Schwarzwald am Wege von Ottenhöfen nach Rührstein ein Marterl, das einige Schilfäuser ihrem Freunde an der Stelle errichteten, wo er das Pech hatte, infolge einiger unglücklicher Zufälligkeiten den Fuß zu brechen, und man erzählt sich, daß der Verunglückte alljährlich an dem Tage des Unfalles, 16. Dezember, sein eigen Marterl mit einem Kranze schmückt. Unter einer bunt bildlichen Darstellung des Unfalles lesen wir:

Wand'rer halt! und siehe still, Nimm den Hut vom Kopfe, Was ich dir erzähle will, Gift 'nem armen Tropfe. Solcher fuhr auf stinken Scht Hier herab gar schnelle, Brad dabei den Hinterfuß Grad an dieser Stelle.

In einem Gasthause in Birkenstein im bayerischen Hochlande ist an einer abgedeckten Schilspitze ein überaus gut gemaltes Marterl besetzt, das einen gekürzten Schilfäuser darstellt, dem ein aus den Wolken schwebendes Englein eine Schilspitze abbricht. Davon hängt als Ampel der Schneeförmiger Schilfödes. Ein muschelörmiger Baumstamm dient als Weiswassergefäß und zu lesen ist:

O Wanderer, zieh ab bei Müß'n, Hier ruht dem Rapperl sei Schilspitz'n. Es leuchte ihr das ewige Licht, Bet, daß die andere auch noch bricht.

Auch in den Aneizzeitungen der Schilfäuser spukt das Marterl. Aus dem Utkuche eines Münchener Klubs zitieren wir die folgenden:

Hier an einem Telemart Brad das Bein der Gottfried Starl, Gott geb, daß ihm die Har'n Bald wieder z'sammen wachsen.

Der hat nur auf sich selbst vertraut, Das war sein Fehler. Wis ihn die Lan hat obig'haut In eins der Taler.

Hier liegt von ihm nur Hinterteil und Scht Bis die Trompeten blasen zum Geicht; Bet für den Armen, Mann, Weis und Kind, Damit er dann sei Großl z'sammenfindt.

Das war der Meister Friedrich Jung, Der allhier froh an einem Sprung, Er sprang wohl dreißig Meter weit Und fiel dann in die Ewigkeit. — Amen.

— Auf der Sekundärbahn begegnen sich zwei Gütre. Beide halten mitten in der Straße plötzlich an. Die Reisenden bedien die Köpfe zu den Wagensfenstern hinaus, denn sie meinen, es sei ein Unglück geschehen. Aber keine Spur davon. Der Malchinerüber den einen Juges hat dem des anderen das Halstuchmal gezogen, und wie nun die beiden nebeneinander hille haben, spricht jener zu diesem: „Geh, ich mich einmal schnapen, ich hab' meine Dose vergessen!“ worauf er seine Dose erschält und die Fahrt beiderseits fortgesetzt wird.